

Besessen von Genitalien

© Martin Elsbroek

Der griechischen Sage zufolge wurde der Säugling Ödipus von seinen Eltern ausgesetzt und von Pflegeeltern aufgezogen. Nachdem ein Betrunkener dem Pubertierenden offenbarte, diese seien nicht seine leiblichen, wandte er sich an das Orakel. Auf die Frage, wer denn seine Eltern seien, bekam er keine Antwort, statt dessen aber die Auskunft, dass er, Ödipus, einst seinen Vater töten und seine Mutter heiraten würde.

Von da an machte Ödipus die Vermeidung des vorhergesagten Tabubruchs zum Prinzip seines Handelns. Dadurch aber löste er eine Kette von Ereignissen aus, die zur Erfüllung dieses Schicksals führten. Ausgerechnet durch sein zwanghaftes Bemühen, seinem Schicksal zu entgehen, führte Ödipus es herbei. Der klassische Fall einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung.

In „Die Welt von Gestern“ beschrieb Stefan Zweig 1940 die Sexualmoral des Fin de Siècle am Beispiel des Ankleidens einer *Dame* wie folgt: „Erst mussten hinten von der Taille bis zum Hals unzählige Haken und Ösen zugemacht werden, das Korsett mit aller Kraft ... zugezogen, das lange Haar ... unter Zuhilfenahme von Brennschere und Lockenwicklern gekräuselt, gelegt, gebürstet, gestrichen, getürmt werden, ehe man sie mit den Zwiebeln von Unterröcken, Kamisolen, Jacken und Jäckchen so lange umbaute und gewandete, bis der letzte Rest ihrer fraulichen und persönlichen Formen völlig verschwunden war. Aber dieser Unsinn hatte einen geheimen Sinn. Die Körperlínie einer Frau sollte durch diese Manipulationen so völlig verheimlicht werden, dass selbst der Bräutigam beim Hochzeitsmahl nicht im entferntesten ahnen konnte, ob seine zukünftige Lebensgefährtin gerade oder krumm gewachsen war, füllig oder mager, kurzbeinig oder langbeinig ... Je mehr eine Frau als ‚*Dame*‘ wirken sollte, um so weniger durften ihre natürlichen Formen erkennbar sein.“ (kursive Hervorhebungen von mir)

Dass es für eine Dame bzw. in Anwesenheit einer solchen absolut tabu war, das Wort "Hose" auszusprechen, sei nur am Rande erwähnt. Die Sprachregelung für besagtes Kleidungsstück lautete: „Die Unaussprechliche“.

Weiter schreibt Zweig: „Was unserem unbefangenen Blick heutigen Tages an diesen Trachten auffällt ... ist keineswegs ihre Sittlichkeit, sondern im Gegenteil, wie bis zur Peinlichkeit provokatorisch jene Mode die Polarität der Geschlechter herausarbeitete.“

Dann folgt der entscheidende Satz: "Denn da sie [die Mode] in ihrer unablässigen Angst und Prüderie dem Unsittlichen in allen Formen des Lebens, Literatur, Kunst, Kleidung ständig nachspürte ..., war sie eigentlich gezwungen, unablässig an das Unsittliche zu denken.“

Sie können diesen Download für sich selbst im privaten Rahmen unentgeltlich nutzen. Für Vervielfältigungen und gewerbliche Nutzung respektieren Sie bitte mein Urheberrecht und kontaktieren mich unter info@Martin-Elsbroek.de. Danke.

In dieselbe Falle tappt der Feminismus mit seiner zwanghaften Sprachgenderung unentwegt. Zweigs oben zitierter Satz ließe sich darauf ohne große Änderung mühelos anwenden: „Denn da er [der Feminismus] in seiner unablässigen Angst vor Diskriminierung der Ungleichheit in allen Formen des Lebens, Literatur, Kunst, Kleidung ständig nachspürt, ist er eigentlich gezwungen, unablässig an die Ungleichheit zu denken.“ Und sie eben dadurch in Stein zu meißeln, wäre hinzuzufügen.

Nele Pollatschek fragt sich in einem [Beitrag für den Berliner Tagesspiegel](#), warum, wenn von Menschen die Rede ist, ausgerechnet das Geschlecht *grundsätzlich immer* markiert werden muss, während von allen anderen Identitätskategorien (Alter, Ethnie, Hautfarbe, Beruf, Personenstand ... etc.) nur jene aufgerufen werden, die für den jeweiligen Kontext relevant sind.

In diesem Zusammenhang sei an die Ereignisse erinnert, die sich in der Silvesternacht 2015/16 auf der Kölner Domplatte zutrugen. Aus einer etwa 1000köpfigen Menge alkoholierter junger Migranten heraus wurden immer wieder junge Frauen angegriffen und sexuell bedrängt. Als die Polizei später eine Pressemitteilung herausgab, in der die Angreifer als das bezeichnet wurden, was sie waren, nämlich überwiegend Migranten aus dem arabisch-islamischen Raum, hagelte es Rassismuskorrekturen mit der Begründung, die Ethnie der Täter sei irrelevant - (was ich im Übrigen bezweifle. Aber das ist eine andere Baustelle.)

Muss dieser Logik zufolge aber nicht auch das Geschlecht von Campingplatzbetreibern völlig irrelevant sein, wenn auf einem Campingplatz an der Ahr Menschen absaufen und ihr Leben verlieren? Ministerin Anne Spiegel sah das offenbar anders, denn sie wies ihr Büro an, "Campingplatzbetreiber:innen" zu schreiben.

Pollatschek bezeichnet den deutschen Feminismus deshalb als „besessen von Genitalien“ und verweist auf den britischen Feminismus, der dem schlichten und deshalb klaren Gedanken folgt: „Der Weg zu Gleichheit ist Gleichheit. Wer will, dass Männer und Frauen gleich behandelt werden, der muss sie gleich behandeln, und das heißt, sie gleich zu benennen.“

Sie schreibt: „Während die Deutschen sich für das permanente Benennen von Geschlechterunterschieden entschieden haben, haben die Briten sich entschieden, das Anzeigen von Geschlechtlichkeit so weit wie möglich zu vermeiden. Dafür haben sie mit typisch britischer Pragmatik die Form gewählt, die ihre Sprache sowieso als generisch hergibt. Diese Form ist im Englischen, genau wie im Deutschen, identisch mit der männlichen Form, im Deutschen wird sie durchaus kritisch als 'generisches Maskulinum' bezeichnet.“

Die absurde Begründung für die Ablehnung des generischen Maskulinums lautet, dass es Männlein wie Weiblein in einen Topf werfe und dadurch Frauen unsichtbar mache. Absurd ist die Begründung deshalb, weil sie a) grammatisches Genus mit biologischem Sexus konsequent verwechselt, b) den bedeutungssteuernden Einfluss des Kontextes ignoriert und deshalb c) eine grammatische Kategorie verwirft, die exakt das leistet, was der Feminismus stets fordert: Nämlich die Bedeutung der Geschlechterunterscheidung aufzuheben.

Sie können diesen Download für sich selbst im privaten Rahmen unentgeltlich nutzen. Für Vervielfältigungen und gewerbliche Nutzung respektieren Sie bitte mein Urheberrecht und kontaktieren mich unter info@Martin-Elsbroek.de. Danke.

Das generische Maskulinum wird nahezu ausschließlich im Plural verwendet, und zwar mit dem semantischen Zweck, die sozialen Funktionen und/oder Merkmale von Personen einer definierten Gruppe zu markieren. Wenn ich also „Schüler“ sage, dann sind kontextabhängig damit sämtliche Personen gemeint, die dem Kontext „Schule“ als zu Unterrichtende angehören. Ist das Merkmal Geschlecht für diesen Kontext bedeutsam? Wohl kaum, und deshalb ist die generische Benennung hier kontextadäquat.

Der Fall liegt anders, wenn aus dieser Personengruppe ein einzelnes, konkretes Individuum gemeint ist. Dann wird es je nach Geschlecht als Schülerin resp. Schüler angesprochen und damit seine Individualität gewahrt.

Dasselbe gilt im Übrigen auch für Lehrer. Ist die gesamte Lehrerschaft einer Schule gemeint, dann entspricht die generische Bezeichnung „Lehrer“ dieser kontextuellen Anforderung, auch wenn Frauen darunter sind. Geht es jedoch um eine einzelne Lehrperson, dann entsteht ein neuer Kontext, der es erfordert, ihrer Individualität Genüge zu tun und das Geschlecht sprachlich zu markieren.

Warum misstraut der Feminismus eigentlich dem Umstand, dass Sprache adäquate Begriffe für Kontexte bereithält, die eine Markierung des Geschlechts zwingend verlangen und zudem völlig ohne das Suffix „-in“ bzw. „-innen“ auskommen? Wie zum Beispiel: Mann, Frau, Vater, Mutter, Tochter, Sohn, Onkel, Tante, Schwester, Bruder etc. pp.? Der Schluss daraus muss doch wohl die Erkenntnis sein, dass Sprache jenseits der genannten Begriffe vom biologischen Geschlecht vollkommen absieht. War das nicht genau die Absicht des Feminismus?

Und ist es deshalb nicht völlig widersinnig, das Geschlecht außerhalb der einschlägigen Kontexte zwanghaft zu markieren? Und das, obwohl mit dem generischen Maskulinum seit Jahrhunderten eine grammatische Kategorie vorliegt, die vom biologischen Geschlecht der Personen einer gegebenen Gruppe vollkommen absieht, weil es für den gegebenen Kontext irrelevant ist?

Die Folge ist doch, dass der Feminismus „...Personen unausgesetzt mit der Geschlechterunterscheidung beobachtet und ‚gendet‘, ohne zu reflektieren, dass dies das Geschlecht beständig reproduziert, obwohl es doch einmal erklärtes Ziel dieser Politik war, dessen soziale Relevanz abzubauen“, [schreibt Stefan Hirschauer](#). Stefan Zweig lässt grüßen.

Nichts von dem, was an Alternativen auf dem Markt ist, reicht an die Leistung des generischen Maskulinums heran. Die ersatzweise Verwendung des Partizip Präsens („zu Unterrichtende“ für Schüler und „Unterrichtende“ für Lehrer) ist ungrammatisch, weil die semantische Funktion des Partizip Präsens darin besteht, aktuelle, im Moment der Äußerung stattfindende Vorgänge und bestehende Zustände zu markieren. Lehrer bzw. Schüler ist man aber auch am Wochenende.

Hinzu kommt, dass der lautliche Unterschied zwischen „Unterrichtende“ und „zu Unterrichtende“ stets die Gefahr von Missverständnissen evoziert, die die ohnehin bestehende Unschärfe von Sprache noch verstärken und damit der Mitteilungsfunktion von Sprache

Sie können diesen Download für sich selbst im privaten Rahmen unentgeltlich nutzen. Für Vervielfältigungen und gewerbliche Nutzung respektieren Sie bitte mein Urheberrecht und kontaktieren mich unter info@Martin-Elsbroek.de. Danke.

schaden – ein Problem, das wir bei der Bezeichnung „Auszubildende“ für Lehrlinge und „Ausbildende“ für Lehrmeister auch schon hatten, weshalb sie sich in der Alltagssprache kaum durchsetzen konnten. Außerdem versagt das Partizip Präsens bei Substantiven, die nicht von einem Verb abgeleitet sind, z.B. bei „Kunde“.

„Schüler:innen“ hingegen ist eine binäre Kategorie; der Genderlogik zufolge schließt es diverse Geschlechter aus und muss folglich als diskriminierend gelten. Und über „Lehr:in“ lässt sich jetzt schon sagen, dass es spannend wäre, die Lachtränen sehen zu können, die in wenigen Jahren über diesen schrägen Vorschlag vergossen werden.

Dieser Unsinn könnte dafür sorgen, wie [Navid Kermani in einem Beitrag für DIE ZEIT](#) befürchtet, dass „... das Deutsche ... die einzige Sprache [ist], aus der die geschlechtsneutrale Verwendung maskuliner Substantive und Pronomen ganz verschwinden könnte.“

Die Paradoxie der Identitätspolitik besteht darin, dass sie Gleichheit herstellen will, indem sie wahrnehmbare Unterschiede sprachlich einzuebnen versucht, zugleich aber auf ihnen besteht, sofern sie als Kriterien der Kategorisierung gebraucht werden.

Kategorisierung aber bedeutet implizit die Anerkennung von Unterschieden.
